

Palmarum

„Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht. In diesem Glauben haben die Alten Gottes Zeugnis empfangen.“ So schreibt einer im sogenannten Hebräerbrief drei, vier Generationen nach Jesu Tod an seine Zeitgenossen. Sie waren - wie wir - keine Augenzeugen Jesu aber ihre Welt war seiner bei weitem ähnlicher als unserer. Manches muss sich aber sehr ähnlich angefühlt haben, denn dass einer schreibt, dass der christliche Glaube auf Hoffnung aus ist und mit Zuversicht einhergeht, nicht mit Angstmacherei und Weltuntergangsszenarien, das braucht auch heute keine Übersetzung.

Wer damals oder jetzt davon redet, dass es keine Hoffnung gibt, der gründet sich woanders als im Glauben an den, der gestorben und auferstanden ist.

Damals und heute bedeutet zu glauben, nicht zu zerschweifeln was nicht mit eigenen Augen besehen werden kann.

Nicht sehen können macht den manchmal schwer erträglichen und manchmal erleichternden Unterschied zwischen Glauben und Wissen aus. Wir wissen es nicht, aber wir glauben und vertrauen darauf, dass Gott es gut mit uns meint. Zweifel daran hilft in keiner Richtung.

Und darum heißt es weiter:

„In diesem Glauben haben auch die Alten Gottes Zeugnis empfangen...“

Mit anderen Worten: so ist es von Anfang an und immer schon gewesen.

Wir mögen denken, dass es in der alten Zeit leichter war zu glauben, das Gott näher war und direkter redete. Aber egal ob mit den „Alten“ die Zeitgenossen Jesu oder unsere Eltern, Großmütter und Großväter, gemeint sind – immer musste man sich dafür entscheiden, glauben und hoffen zu wollen und immer musste man ertragen, dass vieles nicht bewiesen kann.

Das geht mit Blick auf die Bibel, Gottes Zeugnis, mal leichter und mal schwerer, je nachdem ob wir an eigene Erfahrungen anknüpfen können: Familiengeschichten wie die von Jakob und Esau, Naomi und Ruth, dem verlorenen Sohn oder auch die lange zermürende Wüstenwanderung, das Gefühl da nie wieder rauszukommen, kennen wir. Auch das Durchhalten: „Sagt meinen Kindern, dass sie weiterziehen!“ Selbst der Übermut des Petrus, der auf dem Wasser laufen will, ist uns nicht fremd, nicht mal seine Angst und Feigheit als er verleugnet.

Glauben fällt da leichter – denn wir hoffen ja auch irgendwie zu unseren Gunsten: Wenn Gott mit all diesen zutiefst menschlichen unvollkommenen Figuren seine Geschichte mit uns Menschen fortschreiben kann, warum dann nicht mir uns? Gerade jetzt, wo wir die Taube alle halbe Stunde aus der Arche losschicken, wäre Zweifel Luxus wenn nicht lebensgefährlich. Und dann gibt es die anderen Kirchenjahreszeiten und Bibelgeschichten, in denen es so viel schwerer ist, zu glauben und nicht zu zweifeln, weil nichts im eigenen Erleben und Empfinden Parallelen findet, ganz zu schweigen vom Verstand, der es gern logisch hat und begreifen will: die wahnsinnige Sintflut und das geteilte Schilfmeer, der gleißende Engel Gabriel im Zimmer eines Mädchens, das schwanger wird ohne intim zu sein, das freiwillige Sterben am Kreuz, das leere Grab, der Auferstandene mit Wunden an Händen und Füßen.

Das kann man mit unseren Hirnen nicht denken. Das muss man als moderner Mensch eigentlich bezweifeln. Oder eben glauben wollen.

Jetzt, in der Passions- und Osterzeit bewegen wir uns ständig auf diesem Grat – es gibt Geschichten, da ahnen wir, was seinerzeit erlebt worden ist und welche, da geht das nicht. Jetzt balancieren wir auf dem Grat zwischen Verstehen können, Nichtzweifeln sollen und Glauben müssen oder wollen – rechts und links geht es tief runter in die Hoffnungslosigkeit

aller irdischen Grenzen, diesseitiger Debatte.

An Palmarum fängt der Hochseilakt an:

Ja, wir verstehen, dass Menschen jemandem, den sie lange ersehnt haben, begeistert entgegenlaufen. Wir haben schon erlebt, wie schnell der Funke überspringen kann, wie gern sich Menschen begeistern lassen. Aber wir wissen auch, wie gefährlich solche Dynamik manchmal ist und wie schrecklich wir uns schon geirrt haben. Darum müssen wir glauben wollen und Hoffnung behalten, dass wir in dem armen friedfertigen jungen Mann auf einem Esel tatsächlich den Richtigen zum König ausrufen, obwohl man ihm nicht ansehen kann, dass seinetwegen etwas grundsätzlich Anderes und Gutes Neues.

Es gehört feste Zuversicht dazu, darauf zu vertrauen, dass uns hier Wahrheit begegnet, nicht Manipulation, dass sich nicht doch die Erotik der Macht oder die Angst davor am überzeugendsten bleibt...

Es braucht tapferes Gegenhalten, wenn einen der Zweifel überfällt, dass Tod und Gewalt nicht das letzte Wort haben, obwohl alles in seiner Wehrlosigkeit nach einem enttäuschenden bestürzenden Ende aussieht.

Hosianna ist ja auch ein Befreiungsruf! Hilf uns!!!

Palmarum: Da sind wir, mit den Palmzweigen in der Hand, voller Hoffnung und Zuversicht aber auch angefochten von den Ohnmachtserfahrungen, den Versuchen und Mühen, die nichts besser gemacht haben, dem vergeblichen Vertrauen, sorgenvoll, ob das alles noch was werden kann. Hin- und hergerissen.

„Hosianna“ und „Kreuzige ihn!“ liegen nah beieinander.

Es ist nicht so abwegig, dass es dieselben rufen...

Ach, das kennen wir.

Ein irrsinniges Hin und Her...

Man weiß nicht mehr, was denken und wem vertrauen, Zweifel nagen. Die lange Vereinzelung tut ihr Übriges – seit Wochen bestätigen wir uns am Widerhall des eigenen Echos. Wir stehen keineswegs in jubelnden oder kritischen Menschenmengen. Am Anfang der Karwoche erleben wir eher, was Reinhard Mey in einem gänzlich anderen Leben so besang:

„Allein / Wir sind allein / Wir kommen und wir gehen ganz allein / Wir mögen noch so sehr geliebt, von Zuneigung umgeben sein / Die Kreuzwege des Lebens geh'n wir immer ganz allein...“

Allein. Allein Hoffnung und Zuversicht bewahren, allein nicht verzweifeln. Ist das die Herausforderung der Passionszeit 2021? Ja, in gewisser Weise gehen wir gerade sehr allein durch die Zeit. Jede und jeder muss für sich selbst entschieden, ob wir heute hier sein wollen, Gottesdienst feiern, präsentisch. Jede und jeder muss dauernd abwägen, losgehen, zurückrudern, sich loyal verhalten und trotzdem selber denken und verantworten.

So stehen wir an der Straße unseres Lebens, denn „der Glaube ist eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht. In diesem Glauben haben die Alten Gottes Zeugnis empfangen.“

Hat unsere Mütter und Väter das durch die Stürme ihrer Zeit, ihres Lebens mit all seinen Nöten und Krisen getragen? Vielleicht nicht besser als uns – aber doch bis hierher. Und also heißt es in dem uralten Brief weiter: „Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben ... lasst uns laufen mit Geduld.“

Und da fallen mir die orthodoxen Geschwister ein, die nie ganz allein sind, weil all die Heiligen, die sie sich in ihren Kirchen und Kapellen an die Wände malen, selbstverständlich lebendig sind und mitgehen. Eine Wolke derer, die zuversichtlich blieb und nicht zweifelte. Solche haben wir hier auch. Der ganze Dom ist voll davon...

